

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt

6 (5.2.1858) Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

N^o 6.

Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 5. Februar

1858.

Die Goldmünze.

(Fortsetzung.)

Zoubert mochte wohl eine Stunde abwesend gewesen seyn, als ein Geräusch im Vorzimmer seine Rückkehr ankündigte. Gleich darauf erschien er auch mit Fräulein Rosa Fournier am Arme.

Das junge Mädchen sah traurig aber ruhig aus, ihr entschiedenes Auftreten, ihre züchtige Anmuth schienen Bürgen ihrer Unschuld. Als sie in das fremde Zimmer eintrat, verneigte sie sich und eilte, sobald sie ihren Vater bemerkte, auf denselben zu, mit der unbefangenen Frage:

Was gibt es denn, lieber Vater? Warum rufen Sie mich von unserer lieben Kranken ab? Hr. Zoubert hat mir nichts weiter sagen wollen, als daß Sie unverzüglich mit mir zu sprechen hätten... um Gotteswillen, was will man von mir?

Du wirst es erfahren, schamloses Geschöpf! antwortete Fournier, indem er sich finster von ihr abwandte.

Rosa blieb wie erstarrt stehen. Sie wagte nicht, in diesem Augenblicke nähere Erklärung von ihm zu verlangen, ließ aber einen ängstlichen Blick durchs Zimmer wandern. Und als sie Victor v. Chastagnac erkannte, rief sie:

Ah, Herr v. Chastagnac, Sie haben gewiß die Güte, mir zu erklären, ich beschwöre Sie...

Ich habe Ihnen nichts zu erklären, Fräulein, antwortete Victor hart, und wendete sich ebenfalls ab.

Ganz betäubt blieb Rosa in der Mitte des Saales stehen, bis Herr v. Marville auf sie zutrat, sie bei der Hand nahm und zu einem Stuhl führte.

Mein Fräulein, redete er sie an, beunruhigen Sie sich nicht; Sie werden ohne Zweifel leichte Mühe haben, einen Schritt zu rechtfertigen, welcher beim ersten Blicke schuldbar erscheinen kann. Aber Sie müssen mir versprechen, aufrichtig zu antworten. Sie wissen natürlich, daß Sie sich hier vor dem Staatsprocurator befinden?

Der Titel des Untersuchungsrichters schien die Befangenheit des Fräuleins Fournier eben nicht zu heben, und vielleicht hatte auch der Beamte gerade darauf gerechnet, daß dieser Eindruck sie zu offenem Geständnisse bringen sollte. Er wartete einige Augenblicke, um ihr Zeit zu geben, sich zu sammeln; dann entfaltete er langsam das verhängnißvolle Billet.

Mein Fräulein, ist Ihnen dies bekannt?

Rosa betrachtete das Papier. Sie erbehte und wurde noch bleicher.

Sie haben doch diesen Brief geschrieben?

Mein Herr, wozu — diese Frage?

Gleichviel. — Sie erkennen ihre Handschrift an?

Das junge Mädchen machte ein Zeichen der Bejahung.

Die Glende! schrie Fournier und biß die Zähne aufeinander.

Ruhig, Fournier, ruhig, ich bitte Sie! Nun, Fräulein, da Sie Ihre Handschrift anerkennen, können Sie uns auch wohl sagen, für wen der Brief bestimmt war.

Rosa wand sich unter krampfhaften Zudungen.

Rein, nein, antworte sie schluchzend, ich kann es nicht, ich darf es nicht... niemals, niemals!

Wie sie ihn liebt! sagte Victor verzweifelt.

Der Beamte unterdrückte diese neue Unterbrechung durch einen strengen Blick.

Zum wenigsten werden Sie uns sagen können, Fräulein, ob die Person, an welche dieser Brief gerichtet war, von dem Schlüssel Gebrauch gemacht hat, welchen Sie in einen Winkel Ihres Gartens versteckten? Ob dieselbe in der Lage gewesen ist, gestern Nacht in das Zimmer Ihres Vaters zu gelangen und dort einen Diebstahl an der Münze zu begehen, welche verschwunden ist?

Einen Diebstahl! Oh, das ist unmöglich — Er! Ich versichere, daß er es nicht gewesen ist.

Sie geben also zu, daß „Er“ gekommen ist?

Fragen Sie mich nicht — mein Vater, Herr Victor, haben Sie Mitleid mit mir! Ich weiß nicht, was man mir vorwirft, aber ein Unrecht habe ich nicht begangen, das schwöre ich Ihnen!

Nun, so geben Sie uns Erklärungen über Ihr sonderbares Verhalten in dieser Angelegenheit?

Ich kann es nicht, es kommen da ernste, schredliche Verhältnisse in's Spiel. Meine Herren, wie Sie hier sind, Sie werden es einst bereuen, mich so streng behandelt zu haben... Mein Gott, mein Gott, verlaß mich nicht!

Und sie verlor die Besinnung.

Niemand eilte ihr zu Hilfe als Zoubert, der sie in seinen Armen auffing und zum Fenster geleitete.

Fournier verbarnte finster und unbeweglich, als ob sein einziges Kind ihm plötzlich ganz fremd geworden wäre.

Seine Herren, begann der Beamte nach einer Pause, ich glaube, daß mein weiteres Eingreifen unnütz ist. Die Sache gehört jetzt, Dank den Eingeständnissen des Fräulein Rosa Fournier, mehr vor den Richterstuhl des Familienvaters, als vor den meinigen. Ich werde deshalb abwarten, ob ich noch einmal zum förmlichen Einschreiten aufgefordert werde. Was Herrn v. Chastagnac anbetrifft, fuhr er fort, sich an den alten Edelmann wendend, so erkenne ich mit Vergnügen an, daß die gegen denselben erhobenen Verdachtsgründe durchaus unhaltbar sind. Ich bitte ihn, es zu entschuldigen, wenn die Amtspflicht mich in die Nothwendigkeit versetzte, heute jene Ehrerbietung einigermaßen aus den Augen zu setzen, deren er sonst genießt. Aber ich werde auch jederzeit bereit seyn, für sein würdevolles, edelmüthiges, höchst zartfühlendes Verhalten in dieser Angelegenheit Zeugniß abzulegen.

Mit diesen Worten wollte er Herrn v. Chastagnac die Hand reichen, aber jetzt schien der Greis seinerseits, sei es aus Zerstreuung, sei es zur Wiedervergeltung, diese Bewegung nicht zu bemerken. Er faßte seinen Sohn unter den Arm und sagte mit matter Stimme:

Laß uns gehen, wir haben hier nichts mehr zu thun.

Lieber Vater, antwortete Victor und deutete auf die ohnmächtige Rosa — sehen Sie... sie stirbt.

Rein, nein, es hat nichts zu bedeuten, sagte Zoubert, der sich unablässig mit dem armen Mädchen beschäftigt hatte; sie wird bald wieder die Augen aufschlagen.

Victor widerstrebte jetzt nicht länger. Als er mit seinem Vater das Zimmer verließ, rief ihnen Herr v. Marville laut nach: Ich habe nicht nöthig, Ihnen die Geheimhaltung des Vor-

alles zu empfehlen, meine Herren — Sie wissen, es handelt sich um die Ehre einer Familie.

Die beiden Chastagnacs antworteten mit einem Kopfnicken, und der alte Fournier murmelte vor sich hin:

Was liegt an der Ehre? — Ich werde sie umbringen, und mich selbst hinterher — sobald ich meinen goldenen Dtho wieder gefunden habe.

V.

Jean Trinquart.

Trotz der dringenden Anempfehlung des Staatsprocurators war das Geheimniß der im vorigen Kapitel geschilderten Scene nicht streng bewahrt worden. Bald war die ganze Stadt voll von dem Scandal und beide Familien, Fournier und Chastagnac, hatten darunter zu leiden. Anfangs bildeten alle müßigen Leute in Limoges zwei Parteien in dieser Frage; es gab wüthende Fournieristen und leidenschaftliche Chastagnaquisten und es fehlte nicht an Belästigungen für beide Familien. Herr v. Chastagnac, der stets eingezogen gelebt hatte, verließ seit jenem Ereigniß sein Haus gar nicht mehr, besuchte nicht einmal die wöchentlichen Sitzungen der Gesellschaft der schönen Künste. Dies erklärte sich ganz natürlich durch seine Besorgniß, dort einem Menschen zu begegnen, welcher ihm einen so unerhörten Schimpf angethan hatte. Ueberdies war er angegriffen, krank. Die letzten Schläge hatten seine Gesundheit erschüttert. Neugierige, welche ihn von den Fenstern der Nachbarhäuser aus beobachtet hatten, wenn er, auf seinen Sohn und den alten Diener gestützt, im Garten spazieren ging, versicherten, daß er nur noch sein eigener Schatten sei. So schwach, abgemagert, unsicher sähe er aus, als ob er nur noch wenige Tage zu leben habe.

Aber anstatt den unglücklichen Greis zu bemitleiden, sah man in seiner Einsamkeit, seiner Betrübniß, seinem körperlichen Verfall nur die Beweise seines Verbrechens, die Wirkung seiner Gewissensbisse.

Victor dagegen hatte sein Vergnügungsleben wieder angefangen, er zeigte sich sogar — vielleicht um einen geheimen Kummer zu zerstreuen, vielleicht weil er hoffte, durch seine Erscheinung die böswilligen Gerüchte über seinen Vater niederzuschlagen — fröhlicher, lebenslustiger als je. Die Schreibstube des Notars besuchte er nicht mehr, und hatte auch seine Spazierritte in der Umgegend der Stadt aufgegeben. Dagegen fand man ihn sicher in allen Salons, in Privatjirkeln, im Theater, kurz überall, wo er darauf rechnen konnte, größere Gesellschaft zu treffen. Aber wo er sich auch zeigen mochte, empfing man ihn mit peinlicher Verwirrung, beleidigendem Bedauern.

Die Stellung Fourniers und seiner Tochter war wo möglich noch unerträglicher. Wir wissen bereits, daß die Fourniers in etwas untergeordneteren Verhältnissen lebten, als die Chastagnacs und demgemäß fanden sie auch in ihren Kreisen noch weniger Rücksicht und Urtheilsmaß. Fournier, der Anfangs seine Tochter hatte umbringen wollen, war plötzlich, man wußte nicht wie? umgestimmt, und zeigte dieselbe Härlichkeit für sie, wie ehedem. Vielleicht hatte Rosa ihm unter vier Augen zufriedenstellende Erklärungen gegeben, vielleicht hatte Fournier voll väterlicher Rücksicht ihr in Folge vollständigen Geständnisses Verzeihung angedeihen lassen.

In einem wie in dem anderen Fall hätten die Unbetheiligten die Milde des Einen, die Reue der Anderen respectiren sollen. Aber so geschah es nicht; die Schwäger und Vörschaften, welche im gemeinen Leben das bilden, was man öffentliche Meinung nennt, erkannten diesen in dem Schooße der Familie zu Stande gekommenen Vergleich nicht an. Die Liebe, welche Fournier für seine Tochter nach wie vor an den Tag legte, hieß lächerliche Schwäche, Unzurechnungsfähigkeit; Rosa's Ebrerbietung und Härlichkeit für ihren alten Vater galt für schmähliche Heuchelei und Abgefesimtheit,

und man ergriff jede Gelegenheit, um ihr Haß und Verachtung zu erkennen zu geben.

Der Sturm brach schon in den ersten Tagen los. Die alte Nanette war gestorben und in Anerkennung ihrer langen treuen Dienste hatte Fournier und Rosa es sich nicht ver sagt, die Dahingeshiedene zu ihrer letzten Ruhestätte zu geleiten.

Als sie bei der Rückkehr von dem Leichenbegängniß Arm in Arm durch die starkbevölkerte Vorstadt St. Etienne hinschritten, erhob sich Gemurre und spöttisches Gelächter bei ihrem Erscheinen. Alte Weiber wiesen mit Fingern auf sie, Kinder riefen ihnen Schimpfsworte nach. Fournier war höchst gereizt und wollte mit dem Stode über die Unverschämten herfallen, aber seine Tochter hielt ihn mit Gewalt zurück, und bestürmte ihn sogar zu schweigen. Denn sie wußte wohl, daß ein ernstlicher Zusammenstoß mit dieser lärmenden Menge sehr ärgerliche Folgen haben könne. Zerrissenen Herzens lehrten sie in ihre Wohnung zurück.

Solche Scenen wiederholten sich mehrmals. Rosa konnte sich, sei es allein, sei es in Begleitung ihres Vaters, nicht in den Straßen ihrer Vorstadt zeigen, ohne Unbilde zu erfahren. Daher entschloß sie sich, die Schwelle ihres Hauses nicht mehr zu überschreiten. Eben so wenig entging Fournier selbst öffentlichen Beleidigungen, mit denen seine rohen Nachbarn sich so freigiebig zeigten, daß auch er, endlich des Kampfes gegen die Böswilligkeit müde, jede Gelegenheit, dieselbe herauszufordern, vermied. Wie Herr v. Chastagnac blieb er den Versammlungen der Gesellschaft der schönen Künste fern und vernachlässigte seine Sammlung gänzlich. Und begegnete man ihm ja einmal in der Stadt, so erschien er nicht mehr als der fröhliche, geschwätzige, lebenslustige Mann, der immer irgend einen Scherz auf der Zunge hatte. Er grüßte kalt, rebete Jemand ihn an, so antwortete er verlegen und mit niedergeschlagenen Augen. Das geringste unvorsichtige Wort, jede zweideutige Miene erregte seinen Verdacht, reizte ihn zu Mißtrauen. Es wurde wohl erzählt, daß er ein- oder zweimal in Folge zu deutlicher Anspielungen auf das Geschehene sehr energisch gegen die Verleumdung protestirt und angefündigt habe, daß die Wahrheit früher oder später an den Tag kommen würde; aber das wurde als grundloses Geschwätz betrachtet und änderte in der öffentlichen Meinung nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Geständnisse.

(Schluß.)

In einem harten Tone befahl mir der Rektor zu gehen, wie er gewöhnlich that, wenn er mich sah. Aber ich antwortete, ich müßte mit ihm sprechen, und es mag in meiner Stimme etwas gewesen seyn, was Eindruck auf ihn machte; denn er befahl mir zu sagen, was ich von ihm wolle. Ich erzählte ihm, daß Herbert die Klippe bei „Haglins Landspitze“ hinabgefallen sei; als ich jedoch hinzufügen wollte, ich sei es, der ihn hinabgestürzt, wenn auch ohne Absicht, da wurde ich ohnmächtig. Ich bekam eine Hirnentzündung und war mehrere Wochen bewusstlos. Man glaubte, es sei der Tod meines unglücklichen Freundes, der vor meinen Augen umgelommen, was mein Nervensystem so gewaltig erschütterte, und dieser Glaube stimmte die Leute freundlicher gegen mich, als sie je früher gewesen.

Als ich wieder zum Bewußtseyn und zu Kräften kam, fand ich auch wieder der dunkle Schatten ein und hing sich stumm an mich. So oft ich das Geständniß machen wollte — und das Geständniß schwebte mir immer auf der Zunge — wiederholte sich dieselbe Scene und ich wurde ohnmächtig; es war, wie wenn eine unsichtbare Hand mich zu Boden würfe; eine unsichtbare Macht zwang mich zu schweigen. Ich begriff nun, daß es mir nicht vergönnt seyn sollte, mein Verbrechen zu sühnen. Der unglückselige Gedanke an den Mord verfolgte mich Tag und Nacht, und es war mir verweigert, die Sünde zu gestehen.

Als die Zeit kam, daß ich mir einen Stand wählen sollte, beschloß ich, Medicin zu studiren, um als Arzt dem Menschengeschlechte allen Erjaz für das Leben zu bieten, dessen ich die Welt beraubt hatte. Ich dachte, ich könne vielleicht das Leben einiger Menschen retten, die Leiden Anderer mildern, Trauer in Freude verwandeln,

und auf diese Weise zum Theil mein Verbrechen sühnen, wenn auch nicht gegenüber dem Opfer, so doch gegenüber der Menschheit. Niemand konnte eifriger sich dem medicinischen Studium widmen, als ich; denn es war mir, als ob dieses Studium allein nur den Weg zur Rettung öffnete, — einer Rettung, die nicht bloß durch Reue und Selbstbeherrschung ermöglicht werden sollte, sondern auch durch Wohlthun gegen meine Mitmenschen.

Ich werde nie die erste Kur vergessen. Der Patient war ein Kind, das die Aerzte aufgegeben hatten; mehr in der Verzweiflung, als eigentlich weil sie etwas hoffte, ließ mich die Mutter rufen. Ich ordnete ein neues Arzneimittel an, das nur Wenige vorzuschreiben den Muth gehabt. Es machte eine wunderbare Wirkung, und als der Kleine wieder leichter zu athmen begann und in einen erquickenden Schlaf sank, lüchelte sich auch die dunkle Wolke, die über mir hing. Hatte ich den Weg zu meiner Erlösung gefunden? Sollte ich durch Gutes thun zum Lichte zurückkehren? Sollten Liebesdienste die Dunkelheit verjagen, über die die bloße Reue keine Macht gehabt?

Diese Erfahrung gab mir neuen Muth, und ich erfüllte meinen Beruf mit noch größerem Eifer als früher; besonders nahm ich mich der Armen an und praticirte bei ihnen umsonst. Je mehr Menschenleben ich rettete und je mehr ich die Größe und Menge der Leiden milderte, desto schwächer wurde der fürchterliche Schatten.

Eines Tages wurde ich plötzlich zu einer kranken Dame gerufen, ohne daß ich ihren Namen oder ihre Stellung erfuhr. Ich eilte nach ihrer Wohnung, und fragte nicht lange, sondern dachte nur an ihre Rettung. Ich traf sie in einer Ohnmacht. Ihre Schönheit war von dem herrlichsten Ebenmaß und ihr Gesicht schien mir wunderbar bekannt. Mit großer Mühe gelang es mir endlich, den Patienten zu erwecken. Ihr Zustand glich mehr einer Betäubung und wich nur ungern meiner Behandlung. Ich blieb mehrere Stunden bei ihr sitzen, und als ich sie verließ, fühlte sie sich besser. Ich konnte nicht bei ihr bleiben, da ein armes Kind aus dem Arbeitshause nach meiner Hilfe verlangte. Auf dem Wege konnte ich mir das interessante Bild der Frau nicht aus dem Kopfe schaffen; ich dachte daran, wie an ein anmutiges Lied, das man einst gehört, und die Erinnerung an die schöne Frau schien mir ein Talisman gegen jenen gräßlichen Schatten, der mich an diesem Abend dichter als je umhüllte und läster als je auf meinem Herzen lag. Ich war noch nicht weit gegangen, als ein Diener mir nachgeilt kam und mich bat, sogleich zurückzukehren, da die kranke Frau sich wieder äußerst schlimm befände. Ich folgte dem Diener und stand bald wieder in dem Zimmer der Kranken. Es war dunkel geworden.

Sie rang mit dem Tode. Ihre Füße waren bereits kalt und ich sah, wie der bläuliche Todtenring immer größer wurde. Ich bot meine ganze Kraft auf, nahm all meine Gedanken zusammen, um den Tod wieder von ihrem Lager zu scheuchen und ordnete ein so gefährliches Arzneimittel an, daß der Apotheker kaum zu vermögen war, es zuzubereiten. Sie öffnete die Augen, und während sie sie auf mich blickte, füllte sich das ganze Zimmer gleichsam mit dem Schreie: „Mörder!“

Aber ich ließ mich nicht einschüchtern; ich verzagte nicht, und fürchtete auch nicht für den Ausgang. Ich wußte, gegen welche Macht ich zu kämpfen hatte; aber ich kannte auch die Kräfte, über die ich gebot. Sie retteten sie. Das Blut begann wieder zu circuliren, das Bewußtseyn kehrte zurück. Die Lähmung, die auf der einen Seite eingetreten war, verlor sich, und der blaue Ring verschwand ganz.

Sie fand nach und nach unter meiner Pflege ihre Gesundheit wieder, und ich widmete ihr eine Sorgfalt, wie sie nur die Mutter dem Kinde widmen kann. Ich wußte, daß das Blut in ihren Adern auf mein Gebot floß, daß ich es war, der ihr das Leben wieder gegeben, daß ich sie gerettet. Aber wie ich sie vom Tode errettet, so befreite sie mich von dem Fluche der Sünde. Der Umgang mit diesem seelenreinen Geschöpf goß milden Balsam in die offene Wunde meines Herzens.

Eines Tages besuchte ich sie wie gewöhnlich; sie war zwar wieder gesund, aber ich setzte doch meine ärztlichen Besuche fort. Ich sah lange bei ihr und sann, wie schon oft, darauf, wer es wohl sei, dem sie glich, und wo und unter welchen Verhältnissen ich sie früher gesehen; denn daß ich sie gesehen, davon war ich fest überzeugt. Sie lag in einem Lehnstuhl — wie deutlich erinnere ich mich noch des Ganzen — wie eingebüllt in eine Wolke von weißer Daperie. Ein Divantisch war vor sie hingestellt und eine Schublade halb herausgezogen. Sie war mit Briefen von zwei verschiedenen Handschriften angefüllt; zwei Kapseln zu Miniaturporträts lagen dazwischen. Auf ihrer Schooß lag ein offener Brief, in dem sich eine glänzende Haarlocke befand. Er war von einer Hand geschrieben, die mich jütern machte. Ich kannte die Schrift, obgleich ich mich im Augenblick nicht erinnern konnte, wem die Hand gehörte.

Ich nahm den Brief. Die Haarlocke fiel zwischen den Fingern

hinab. Die Dunkelheit vor meinen Blicken wurde immer größer und der Schrei: „Mörder!“ drang aus meiner Brust.

„Nein, er wurde nicht ermordet,“ sagte die Dame traurig; er starb durch einen unglücklichen Zufall. Dieser Brief ist von ihm — von meinem geliebten Zwillingbruder Herbert; er ist vom selben Tag, an welchem er starb. Aber glücklich der, der, so lange er noch ohne Sünde, stirbt.“

Während sie sprach, zog sie den weißen Flor über dem Kopf zusammen; er fiel weich und weiß wie Schaum an ihr herab. Nun wußte ich, wo ich sie gesehen, wie jetzt mit dem anmuthigen Antlitz zum Himmel gelehrt, wie jetzt ein Bild der Reinheit und Liebe. Ihr Engel in ihrer Gestalt hatte einst durch die Wolken zu mir geredet, wie Herberts Geist jetzt durch sie zu mir sprach.

„Hier ist sein Bild!“ fuhr sie fort, indem sie die eine Kapsel öffnete. Die Dunkelheit wurde immer größer; aber ich kämpfte muthig gegen sie, kniete nieder und war zum ersten Male im Stande, ein Bekenntniß abzulegen. Ich schilderte ihr Alles; meine Liebe zu Herbert, meinen wilden Sinn, meine Sünde, die freilich unvorfälligkeit war, und endlich meine Strafe. Inbrünstig flehte ich sie um Vergebung an.

„Ich vergebe Ihnen,“ sagte sie weinend; „es war ein fürchterliches Verbrechen, eine Todsünde, — aber Sie haben Buße gethan, indem Sie sich zum Herrn Ihrer Leidenschaften machten und für Ihre Mitmenschen unermüdet thätig waren. Ich vergebe Ihnen, mein Freund, wie Herberts Geist Ihnen vergeben würde. Und,“ fügte sie in weniger ernstem Tone hinzu: „mein geliebter Mann, der heute zurückkehrt, wird Sie segnen, weil Sie das Leben seiner Frau erhalten, weil Sie mich ihm erhalten haben.“

Die Dunkelheit lüchelte sich, als sie meine Hand küßte. Doch ruht beständig noch ein Schatten über meinem Leben, nicht als Fluch, sondern als Warnung, um mich an die traurige Vorzeit zu mahnen, nicht meine Gegenwart zu verdunkeln. Liebe und Sorge für unsere Mitmenschen vernichten die Macht der Sünde in uns, und Reue in der That, — nicht in Thränen, sondern in der Wirksamkeit des ganzen Lebens, können den Fluch der Strafe von uns nehmen. Durch Liebe und Arbeit erringen wir Gottes Vergebung und kommen wieder vom Dunkel zum Lichte.

Kleine Anekdoten aus dem Thierreich.

(Fortsetzung.)

9.

Wir selbst kannten einen Hund, der Tage lang in der Küche lag und selbst darin allein gelassen, nie auch nur das Mindeste genommen hätte, was von Fleisch oder Braten auf dem Tische stand. So wie er aber an einen Fleischerladen kam und einen unbelauschten Moment ersah, stahl er mit großer Gewandtheit, was er zu erreichen vermochte.

10.

Als einmal ein berühmter Dieb in M. eingefangen wurde, erzählte uns jemand, ward bei demselben ein recht artiger Pudel gefunden, den der Kreisrichter G. . . . an sich nahm, weil es ihn dauerte, das hübsche Thier, das dem Uebelthäter natürlich nicht gelassen wurde, einem ungewissen Schicksale anheimzugeben. Nachdem der Pudel sich an ihn gewöhnt und fast sein beständiger Begleiter geworden, nahm der Herr ihn auch in einen Spielklub mit, in dem er wöchentlich zwei oder drei Mal seine Parthie zu machen gewohnt war. Die Spielenden pflegten hierbei gewöhnlich ihr Geld neben sich auf den Tisch zu legen, um ihren etwaigen Verlust sogleich zu deden. Seltener und auffallender Weise fand es sich, daß beim schließlichen Nachrechnen fast jedem der Spielenden, ausgenommen Herrn G. . . ., einige Münzstücke fehlten. Man calculirte, verglich und suchte, konnte aber niemals in's Reine kommen. Als endlich einem der Herren aber einmal ein Goldstück abhanden gekommen, begann man die Sache ernsthaft zu nehmen und genaue Nachsuchung zu halten. Man leuchtete mit dem Licht in alle Ecken und Winkel und stöberte dabei endlich auch den Pudel auf, der in einer Ecke lag und an dem einer der Anwesenden bemerken wollte, daß er etwas im Maule hielt. Nachdem ihm dies geöffnet worden, fiel zum Erstaunen Aller in der That das Goldstück und einige andere Münze klirrend auf den Boden. Da hierdurch nun der Dieb entdeckt, so drang sein Herr darauf, daß man dem Pudel das Geld beließ, um zu sehen, wo er es hintragen würde, mit Recht voraussetzend, daß er auch wohl das Andere genommen und Alles an einem bestimmten Orte gesammelt haben könne. Gesagt, gethan. Der Pudel erhielt das Entwendete zurück, ward aber natürlich genau bewacht. Als Herr G. . . . nach Hause kam, sah er das Thier in einen Winkel hinter der Treppe schlüpfen, und dort nachsehend, entdeckte er denn all die kleine und große Münze, die im Spielklub in letzterer Zeit so räthselhaft abhanden gekommen war. Der

Bubel des Diebes, war also, wie sich hier zeigte, von jenem zu seinem verächtlichen Handwerke so vollständig angelehrt und abgerichtet worden, daß er es mit großer Gewandtheit auf eigene Hand hin auszuüben sich in Stand gesetzt sah. (Fortsetzung folgt.)

Jahreszeiten.

1. Januar: Die Gewalt der Idee.
Niesen im Kerker des Winters die hoffenden Reime vergraben,
Wählt schon unter des Schnees Wüste des Lebens Gewalt.
2. Februar: Schlaf und Erwachen.
Hängen die Zweige noch lahl, regt unter dem Bast sich der Zukunft
Ansope; mit wedendem Rufe ruft sie der Venz an das Licht.
3. März: Frühlingsprophet.
Weh euch! heult in dem Walde der Woll; und es zittern die Kinder,
Schon auf schützendem Baum singt doch ein Vöte des Ma's.
4. April: Drang und Kampf.
Raum blizt auf der belebende Strahl, so umbrängt ihn Gewölk schon.
Zimmer doch neu mit dem Feind kämpft das erwärmende Licht.
5. Mai: Siegesfreude.
Bang vor den Pfeilen des Licht nun flieht der Tyrann; und die Spuren,
Die er getreten, verdeckt eilig mit Blumen die Flur.
6. Juni: Dauer ohne Wechsel.
Ruhig im sonnigen Schritt hinschreiten die Tage; das Heute
Gibt, und das Morgen verheißt: — hast du zum Glück die Geduld?
7. Juli: Zu viel.
Offen gelegt sind die Schätze der Welt; frei wähle, genieße.
— Thor! weil Blut dich versenat, wünschst du den Winter zurück?
8. August: Saat und Ernte.
Hast du gekämpft, nimm heute den Lohn, und lern' es: Hienieden
Ist, was die Ernte dir gibt, nie, was du säend gewollt.
9. September: Anfang des Endes.
Lange, zu lang dir strahlet die Gluth? — Schon kühlen die Nächte;
Und bald trägt an der Stirn Spuren des Alters die Zeit.
10. Oktober: Letzter Genuß.
Bald in die Locken des Jahrs streut graulichen Reif der Oktober;
Nasch nimm, eh du erstarrst, Trost und Erinnerung im Wein.
11. November: Nach Ueberfättigung Hunger.
Was einst blühte, zerfällt; es verstummt die Natur; und die freien
Bürger der irdischen Flur fesselt das raube Gelez.
12. Dezember: Hoffnung — für Wen?
So aus Leben entsteiget der Tod; wann künftig dem Lode
Anderes Leben entsteiget, — lebet ein anderes Geschlecht.

Zwei interessante Dokumente.

Die Fürstin Dscheloff, zur Zeit Katharinas II. in hoher Stellung in Rußland, fand unter alten Papieren ihres Onkels zwei interessante Dokumente. Das eine war der Brief eines Schah's von Persien an Katharina II. bei ihrer Thronbesteigung. Nach den ersten formellen Redensarten lautete er ungefähr so: „Ich hoffe, meine vielgeliebte Schwester, daß Gott Dir nicht die Neigung für starke Bliqueure gegeben hat. Ich, der ich Dir dies schreibe, habe Augen wie Rubinen, eine Nase wie einen Karfunkel und Wangen, die wie Feuer brennen; und in Folge dieser unglücklichen Neigung muß ich meine Tage und Nächte auf dem Siechbette verbringen.“ Der Kaiserin Katharina bekannte Neigung zum Branntwein macht diesen Brief besonders pikant. Das andere Papier enthielt Folgendes: Der russische Hof schickte einst eine Gesandtschaft nach China. Sie fand jedoch keine sehr günstige Aufnahme und die Russen kamen nach Hause sehr erzürnt über den schlechten Erfolg ihrer Sendung. Die russische Regierung indessen, die es für schlechte Politik hielt, solche Mißachtung anzuerkennen, schickte neue Gesandte ab mit Dankungen für den guten Empfang der vorigen und Anerbietungen zu einem Handelsvertrag. Der Kaiser von China gab darauf folgende Antwort: „Ihr seid sehr lächerlich. Euch so viel auf den Empfang eurer Gesandten zu Gut zu thun. Habt Ihr denn nicht gehört, daß, wenn wir ausreiten, wir auch dem geringsten Bettler nicht verwehren, uns anzusehen.“

Chinesische Höflichkeit.

Ein Reisender, welcher Canton besuchte, erzählt folgende für den Charakter der Chinesen bezeichnende Anekdote: Ich erlebte dieser Tage ein Beispiel der unglaublichen Geduld und Höflichkeit der Chinesen. Wir befanden uns in zahlreicher Gesellschaft auf einem Ballone, um eine Jonquenküstenfahrt mit anzusehen. Mehrere Male glaubte ich zu bemerken, daß ein vor uns fliegender Kaufmann von Zeit zu Zeit den Kopf in die Höhe hob und Etwas vor sich hinstarrte, was ich jedoch weder verstand, noch auf mich bezog. Als ich mich endlich nach vollen zwei Stunden erhob, um wegzugehen, erkannte ich leider zu spät, daß während der ganzen Zeit der Kopf des armen

Mannes zwischen meinem Arm und meinem Körper eingeklemmt war, so daß ich bei der geringsten Bewegung meinen unglücklichen Nachbar zwang, seinen Kopf hierher oder dorthin zu drehen und in der respektiven Stellung auszuharren, bis ich mich von Neuem drehte. Die heroische Geduld des armen Bewohners des himmlischen Reichs flöhte mir so große Bewunderung ein, daß ich — herzlich darüber lachen mußte.

Goldföner.

„* Nur der Mann mit edler Seele, ist ein Gott auf dieser Welt,
Sei er König, oder zähl' er sein erbetteltes Kupfergeld.
* Von der besten Gesellschaft sagt man: ihr Gespräch ist unter-
richtend, ihr Schweigen bildend.
* So wie der Weibrauch das Leben einer Kohle erschöpft, so
erschöpft das Gebet die Hoffnungen des Herzens.
* Wahre Nächstenliebe ist die einzige Gattung von Liebe, die
keine Gegenliebe verlangt.“

Maritatenkästlein.

†† Aus dem Punsch. Was helfen mich Gold, Diamanten
und Perlen, wenn ich keinen Augenblick vor Granaten sicher bin?
Eine, die nicht Kaiserin seyn möchte.
†† In einem „Intelligenzblatte“ stand zu lesen: „Wer sich um-
spricht Zähne einsetzen lassen will, der versuche es einmal im
—schen Garten Aepfel zu stecken, wo der Hofhund losgelassen ist.
†† Der auch als Lustspielsdichter bekannte Doctor Federer hat
den Vorschlag gemacht, bei dem, sonst nur momentan vorgelommen-
nen großen Umfange, welchen dormalen aber fast alle Frauenzim-
mer perpetuulich angenommen haben, das Wort „Frauenzimmer“ in
„Frauensaal“ umzuändern.
†† Kaiser Rudolph von Habsburg rief einst einem Gerber, wel-
cher seine übertriebenen Felle ausspannte, scherzend zu: „Hundert
Markt Silber jährliches Einkommen und ein hübsches Weib würden
Euch wohl auch lieber seyn, als dieser Geruch.“ Der Gerber aber
erwiderte: „Sure Majestät, ich besitze beides.“ Rudolph lehrte in
die Wohnung des Gerbers ein, um sich von der Wahrheit dieser
Behauptung zu überzeugen, und wurde nicht wenig überrascht, als
bald darauf die freundliche, sehr schöne Hausfrau in lösslichen Klei-
dern und der Gerber in einem feinen, netten Anzuge den Kaiser an
seine Tafel führten, auf welcher edle Weine und vortreffliche Speisen
in silbernen und goldenen Gefäßen zubereitet standen. Der Kaiser
konnte seine Bewunderung nicht bergen, daß ein so reicher Mann
ein solches Gewerbe treibe; da erwiderte der Gerber: „Sure Ma-
jestät, diese kostbaren Sachen habe ich durch meine übertriebene Ar-
beit erworben; aber sie würden wieder verschwinden, wenn ich meine
Felle nicht mehr riechen könnte.“

Stechpalme.

◀ Trage immer einen schön faconirten Rod von feinem Luche,
gleichviel, ob du ihn bezahlen kannst, oder nicht. Ein feiner Rod
nach der Mode thut heut zu Tage Wunder in der Welt, weil der-
malen nicht weiter dazu gehört, ein großer Mann zu seyn als: es
zu scheinen.

Rechnungsräthsel.

Eine Schuldmasse von 21,000 fl. soll unter vier Gläubiger A,
B, C, D, nach Verhältnis ihrer Forderungen vertheilt werden. Nun
verhält sich die Forderung des A zu der des B wie 2 zu 3, die For-
derung des B zu der des C wie 4 zu 5, und die Forderung des C
zu der des D wie 6 zu 7. Wie viel erhält demnach jeder Gläubiger?

Charade.

Ein ewig Schweigen schließt der Vorder Mund,
Lautredend thun sich Dir die Letzten kund.
Doch wenn das Ganze von Dir spricht,
Auch noch so laut, Du hörst es nicht.
Auflösungen der Räthsel in den vorigen Numern:
Galgenschwengel.
Staat.
Ave. Eva.

Von den Jahrgängen 1850, 1851, 1852, 1853,
1854, 1855, 1856 und 1857 des Unterhaltungs-
Blattes, erlassen wir den broschirten Jahrgang
zu dem billigen Preis von 1 fl. und von den gemeinnützigen
Blättern zu 12 kr. Die Bestellungen auf diese älteren Jahrgänge
wollen direct bei der Redaktion gemacht werden, worauf solche
gegen Postnachnahme versendet werden.

Redigirt, gedruckt und verlegt von W. B. Brandes.